

Martin Rohner

Die Kleine Kirche in Osnabrück

Zur Liturgie einer Personalgemeinde

Liturgie als Zentrum der Glaubenspraxis ist auch Zentrum dieser Personalgemeinde in Osnabrück, die auf mittlerweile 25 Jahre Erfahrung zurückblicken kann. Auf der Suche nach einer Balance zwischen »zeitgemäß« und »herausfordernd anders«, zwischen Innovation und Rückbesinnung wird hier auch die »Arbeit des Begriffs« nicht gescheut und eine fragende und sprachkritische Theologie entwickelt.

Kleine Kirche

● Links neben dem Osnabrücker Dom steht die von den Bürgern der Stadt schon lange »Kleine Kirche« genannte Gymnasialkirche. Seit 1974 versammelt sich in dem schlichten Gebäude an jedem Samstagabend eine Gottesdienstgemeinschaft, für die die liturgische Gestaltung im Zentrum steht. Ursprünglich aus Universitätsgottesdiensten hervorgegangen, ist hier im Laufe der Zeit eine »Personalgemeinde« entstanden, die sich ebenfalls »Kleine Kirche« nennt. Seit dem Jahr, in dem die Würzburger Synode über das Bekenntnis »Unsere Hoffnung« beriet und Hans Küngs Buch »Christ sein« erschien, hat sie entsprechende Reformimpulse nicht ohne Erfolg durchzuhalten ver-

sucht, bei ökumenischer Weite zugleich stets bemüht um enge Verbundenheit mit Bischof und Bistum und auch dort heute insgesamt akzeptiert und anerkannt. Eine Personalgemeinde ist keine Territorialpfarrei, kirchenrechtlich »gibt es sie nicht«; sie lebt also ganz von der freien Initiative ihrer Mitglieder. Das gilt nicht zuletzt für die, die kontinuierlich die Liturgie gestalten und mittragen, bis hin zu den Zelebranten, die als Mitglieder des »Priesterteams« der Gemeinde oder als gelegentliche Gäste der Liturgie vorstehen. Natürlich haben sich in der Kleinen Kirche diverse Gruppen und Gesprächskreise verstetigt, nicht zuletzt durch einen freundschaftlichen Kontakt nach São Paulo. Doch gerade eine Personalgemeinde lässt deutlich spüren, dass letztlich die Liturgie das Zusammenhaltende und Verbindende ist, das Menschen hier am Samstagabend zusammenführt, weit über den engeren Kreis derjenigen hinaus, die sich in der Gemeinde engagieren. Ohne dieses Herz der Liturgie hätte die Kleine Kirche in Stadt und Bistum Osnabrück nicht ein Vierteljahrhundert überlebt. Ihre Vitalität verdankt sie gewiss günstigen Konstellationen, vor allem dem Charisma einiger Menschen, die andere immer wieder zu inspirieren und motivieren vermochten und die insbesondere auch das liturgische Gesicht der Gemeinde geprägt haben. (Unter ihnen war es über viele Jahre der

Religionspädagoge Klaus Breuning, dessen Ausstrahlung und Engagement immer wieder Menschen angezogen hat.) Das programmatische Ziel der Kleinen Kirche lässt sich einschlägig an ihrem Selbstverständnis ablesen: Die Kleine Kirche, heißt es da, »möchte eine Gemeinde mit offenen Türen sein, die Leerstel-

*»eine Personalgemeinde
lebt ganz von der freien Initiative
ihrer Mitglieder«*

len ausfüllt in der großen Stadt. Sie versucht, auch und gerade Menschen anzusprechen, die vielleicht ohne sie keine Bindung mehr an die konkrete Kirche hätten, und sie möchte etwas ausstrahlen in andere Gemeinden, vor allem dadurch, wie sie von ihrer Mitte her lebt: der lebendigen Eucharistiefeyer als einem Ort, an dem gebetet, gesungen und nachgedacht wird.«¹ Wie kann das anspruchsvoll und ansprechend gelingen?

Zeichen der Zeit

● Wo und wie lassen sich in modernen Lebenswelten »Kommunikationsräume« eröffnen für »Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute« (GS 1)? Will Kirche hier existentielle, aber auch kulturell-gesellschaftliche Relevanz für Gegenwart und Zukunft beanspruchen, wird sie die Aufgabe ernst nehmen müssen, die ihr das Konzil ja ausdrücklich zur »Pflicht« gemacht hat: nämlich »nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten« (GS 4). Andernfalls würde der Zuspruch und Anspruch einer verheißungsvoll-befremdlichen Erinnerung an die biblische Rede von Gott und

Mensch gerade in einer Zeit der »Gotteskrise« (Johann B. Metz) ungehört verhallen. – Diesen Kontext gilt es auch zu bedenken, wenn man nach den heutigen Aufgaben und Möglichkeiten von *Liturgie* als einem Zentrum der Glaubenspraxis fragt. Denn wo sollten entsprechende Kommunikationsräume eröffnet werden können, wenn es schon in dieser Mitte nicht gelingt, »Zeichen der Zeit« und »Licht des Evangeliums« in Kontakt zu bringen? *Zeitgemäße, ansprechende* Formen liturgischer Gestaltung müssten dabei zugleich auch das herausfordernd *Andere*, womöglich *Unzeitgemäße* mit zur Sprache bringen, von dem Zuglauben-Versuchende zehren – und sie dürften auch die Unbeholfenheit und Sprachkrise nicht verdrängen, in die Christen immer wieder geraten angesichts der Kluft zwischen traditionellen Sprachformen und gegenwärtiger Welterfahrung. Keine leichte Gratwanderung wird es dabei sein, das zusammenzubringen,

*»auch das herausfordernd Andere,
womöglich Unzeitgemäße mit zur
Sprache bringen«*

was Dieter Emeis als Anforderungen an die Gestaltung der Eucharistie herausstellt: »die Treue zur Überlieferung«, »die Einheit mit anderen eucharistischen Versammlungen der Kirche« und »die Lebendigkeit in der Ausgestaltung«.² Wo praktische Ansätze gelingen, eine entsprechende Balance liturgisch fruchtbar werden zu lassen, und wo Menschen sich davon offensichtlich angezogen fühlen, können diese Versuche selbst Zeichen der Zeit sein.

Lebendige Liturgie

● Auch Liturgie bleibt nicht unberührt von den Veränderungen einer, wie Gegenwartsdiagnostiker formulieren, durch Individualisierung und Pluralisierung geprägten Lebenswelt, in der es kirchlicher Tradition augenscheinlich immer weniger gelingt, ihr »semantisches Potential« (Habermas) in Beziehung zu bringen zum Erfahrungshorizont der Zeitgenossen. Andererseits geraten innovative Liturgie-Versuche in die Gefahr, zum bloß noch an ästhetischen Kriterien gemessenen »Erlebnis-Event« zu werden. Dass in Osnabrück Samstag für Samstag mehrere Hundert Menschen unterschiedlichen Alters und Herkommens den Gottesdienst der Kleinen Kirche mitfeiern – manche regelmäßig, manche sporadisch –, erscheint dennoch als ein Indiz dafür, dass es durchaus Bedürfnis für den Kommunikationsraum *lebendiger* Liturgie gibt. Was ermöglicht diese Resonanz? Vielleicht kann eine solche Personalgemeinde unter besonders günstigen Bedingungen ein liturgisches »Profil« entwickeln, das nach Sprach- und Gestaltungsformen sucht, die gegenwärtiges Bewusstsein artikulieren und sich nicht im Formelhaften verlieren. Ein intellektueller Hintergrund der Kleinen Kirche ist dabei für dieses Profil unverzichtbar: »Arbeit des Begriffs«, sensible und nachdenkliche, im besten Wortsinn *theologische* Verkündigung ist einer Gemeinde in Predigt und Gebetsprache zuzutrauen und zuzumuten, wenn sie denn ernsthaft und glaubwürdig auch in der Liturgie »Rechenschaft von ihrer Hoffnung« (vgl. 1 Petr 3,15) zu geben sucht. Dabei soll eine solche Liturgie ebenso wenig intellektualistisch wie schwärmerisch sein, sondern kann hoffentlich gelassene und neugierige Spontaneität für Kopf und Herz kultivieren. Was dabei zentralen Stellenwert hat, fällt Besuchern der

Kleinen Kirche meist als Erstes auf: Die prägende Rolle der Kirchenmusik, die das »Qui bene cantat, bis orat« (Wer gut singt, betet doppelt) des hl. Augustinus sich zum Wahlspruch macht. Die im Chorraum der Gemeinde zugewandte Schola, die sich zum Hochgebet um den Altar sammelt, soll und kann dem Gemeindegang inspirierend und anspornend dienen. Gerade in der musikalischen Gestaltung wird, ebenso wie in Gebet und Predigt, die Offenheit für eine gegenwartsnahe, »neue« Sprache zur wohl ent-

»Wer gut singt, betet doppelt«

scheidenden Herausforderung und Chance: Liturgisch-musikalische Versuche, etwa auch in der Gestaltung des Hochgebets als Höhepunkt der Eucharistie, um die »tätige Teilhabe« der Gemeinde zu stärken, sind nicht ohne (selbst-)kritische Vergewisserung darüber möglich, was theologisch wie sprachlich »geht« und was »nicht geht«. Katholizität als Treue zur liturgischen Überlieferung ist für die Kleine Kirche dabei kein Widerspruch zum Mut, behutsam neue Akzente zu setzen. Sie ist nicht etwa fixiert auf »Neue geistliche Lieder«, sondern unter den gut 700 Gesängen ihrer Liedauswahl finden sich zahlreiche ältere, in denen frühere Christengenerationen ihre Glaubenserfahrung ausgedrückt haben – immer daran zu prüfen, ob dies auch noch unsere Sprache sein kann.

Sprachkritische Theologie des Fragens

● Exemplarisch und viel versprechend für die Suche nach einer »neuen Sprache« des Glaubens und Betens sind die Texte und Gesänge des niederländischen Dichtertheologen Huub

Oosterhuis, die in den letzten Jahren einen Schwerpunkt liturgischer Wege in der Kleinen Kirche bildeten. Im Blick auf seine Gebete und Meditationen hat Paul Konrad Kurz treffend beschrieben, woran sich die Suche nach einer zeitgemäßen Liturgie insgesamt orientieren muss: »Hätten wir mehr Spracharbeit in der Kirche, suchten wir mehr Ausdruck und Form aus heutigem Bewußtsein – auch wenn diese Form nicht immer gleich kanonisierbar oder approbierbar wird –, könnten wir einander anders gegenwärtig und miteinander froh werden. Wir müssen die sprachliche Trägheit, den Unwillen und die Denunziation neuer sprachlicher Versuche überwinden. Man muß Spracharbeit unter Christen ermutigen. Spracharbeit

»aus Fragen
Liturgie werden lassen«

ist Glaubensarbeit, adventlich, österlich.«³ Hinter dieser These steht ein hoher Anspruch, hinter ihm bleibt auch die Kleine Kirche noch oft zurück: Beten und Liturgie müssten *sprachkritisch* unerwartete Verstehenshorizonte und Kommunikationsmöglichkeiten andeuten, ohne die Sprachlosigkeit zu ignorieren, die uns angesichts von Gott und Mensch immer wieder befällt. Wie lange ein entsprechendes Gemeindepotential gelingt, ob es weiter Frucht bringt, hängt ab vom langen Atem derer, die sich da

immer wieder neu nach dem befreienden Geist auszustrecken versuchen, indem sie letztlich *aus ihren Fragen Liturgie werden lassen*. Gerade an Oosterhuis' Spracharbeit kann man dabei entdecken, wie sehr insbesondere die *biblischen* Sprachtraditionen zur Quelle einer Theologie des Fragens werden können. Die Suche nach entsprechenden Formen kann nicht abgeschlossen sein, sie wird wohl auch immer wieder, Gott sei Dank, für Unruhe sorgen müssen, auch innerkirchlich. Das letzte Wort kann Liturgie ohnehin schon aus ihrer Sache heraus nicht für sich selbst beanspruchen. Im Übrigen ist auch in der Kleinen Kirche längst nicht jede Predigt geistvoll, jede Liedauswahl abgewogen, jede liturgische Geste authentisch. Wenn aber wenigstens manchmal Ansätze spürbar werden zu einer Liturgie aus Erfahrungen und Fragen, die Menschen wirklich bewegen, kann das ermutigen zu jener Suche und Ahnung, die der Münsteraner Fundamentaltheologe Jürgen Werbeck als Wesen des Betens formuliert hat: Beten ist »das Suchen nach dem guten Wort, auf das es Antwort sein darf; gewiß oft genug das Vermissten des Wortes, des guten Willens, der sich doch in ihm aussprechen soll. [...] Wer zu beten anfängt, der weiß, der ahnt zumindest, daß es noch einen Grund gibt, Ja und Amen zu sagen. Und er ahnt, daß man im Verstummen oder im bloßen Neinsagen ein Geschenk zurückwies, das Geschenk eines hinreichenden Grundes fürs Jasagenkönnen trotz allem.«⁴

¹ Aus einem Informationsblatt der Kleinen Kirche für Gottesdienstbesucher.

² Dieter Emeis, *Kleiner Katechismus*, Freiburg i.B. 1995, S. 149f.

³ Paul Konrad Kurz, *Spracharbeit ist Glaubensarbeit*. Huub Oosterhuis' neue Gebete und

unser Beten, in: *Christ in der Gegenwart* Nr. 38/1993, S. 309f.

⁴ Jürgen Werbeck, *Was das Beten der Theologie zu denken gibt oder: Ein Versuch über die Schwierigkeit, ja zu sagen*, in: Johann B. Metz u. a., *Gottesrede*, Münster 1996, S. 59-94, hier 76f.